

W. M. Calder III., H. Flashar und Th. Lindken (Hrsg.), *Wilamowitz nach 50 Jahren*. Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 1985. XVIII, 802 Seiten.

Das Buch gibt die Vorträge wieder, die unter dem angegebenen Titel zwischen dem 22. und 26. 9. 1981 in der W. Reimers-Stiftung zu Bad Homburg im Rahmen eines Symposiums gehalten wurden. Ihr Zweck war es, in angemessener Weise die Erinnerung an den Todestag Ulrichs von Wilamowitz-Moellendorff zu feiern, indem man die allgemeinen Voraussetzungen, aber auch die Elemente im Wesen dieses Mannes aufzeigte. Für das, was Wilamowitz als den Vertreter seiner Epoche erscheinen läßt, kann das rein Sachbezogen-Wissenschaftliche nur eine von vielen Perspektiven darstellen, so daß die Grenzen gar nicht weit genug gezogen werden konnten, um das Wirkungsfeld der Persönlichkeit, der lebenden wie später der toten, einigermaßen zu umreißen. Den Wechselwirkungen zwischen den Bereichen nachzugehen, wird von hier ausgehend zweifellos ein lohnendes Feld für die künftige Forschung sein. Indirekt, das gibt das Vorwort zu, bemüht sich das Gespräch zugleich um eine Überprüfung und Präzisierung des gegenwärtigen Verständnisses der Wissenschaft selbst – zumindest der Klassischen Philologie und von hier aus der gesamten Altertumswissenschaft –, das Wilamowitz stets postulierte und auch verkörperte. Daß dieses Verständnis sich immanent nur in einer Gegenposition äußern kann, wird gelegentlich ausgesprochen, bedeutet aber das gleichsam grundlegende Postulat, das allein einen Zugang zu Wilamowitz zu eröffnen vermag.

Ausgesprochen wurde andernorts diese Gegensätzlichkeit bereits oft und laut genug, so daß Betroffene wie Beobachter zwangsläufig überhörten, wie sie eine solche eigentlich zu verstehen hätten bzw. was sich für sie selbst daraus ergab, setzt doch jede Dialektik gleichwertige Faktoren voraus. Hier nun wird sie an einem Beispiel, dem der zumindest versuchten objektiven Analyse, eindrucksvoll und musterhaft exemplifiziert. Denn wie selten ein Werk ähnlicher Gattung scheint die vorliegende Sammlung angetan, klare Konturen wenn auch nicht überall zu zeichnen, so doch sichtbar zu machen und aus einer Vielzahl von Zeugnissen das Objekt herauszuschälen, auf das sich all jene Gegensätzlichkeiten und damit aller Fortschritt zu beziehen scheinen. Die Frage, ob sich auf diese Weise noch eine Entwicklungslinie, eine Tradition aufzeigen läßt, kann, von den Betroffenen gestellt, vorerst freilich nur im Subjektiven beantwortet werden. Wilamowitz selbst hätte zweifellos eine verneinende Antwort gegeben und auf den endgültigen Verlust aller äußeren Voraussetzungen hingewiesen. Vieles bleibt im Vorliegenden ungesagt, anderes notgedrungen überakzentuiert, weil wiederholt und in immer wieder anderer Perspektive herausgehoben.

Das hier in seinen Aspekten und Verästelungen entstandene Gesamtbild ist das umfassendste, gründlichste und tiefstschürfende, das sich denken läßt, und keinem der Herausgeber wie auch der Referenten wird man seine Bewunderung versagen können. Dies gilt ebenso für Objektivität, Einfühlungsvermögen wie Sachkenntnis im einzelnen. Was sich aus der Zusammenschau – zumindest indirekt – jedoch ergibt, ist dennoch zugleich der Eindruck eines Wechselverhältnisses zwischen einer historisch wie psychologisch verständlichen, freilich zeitlosen Unfähigkeit der späteren Generationen, den früheren wirklich gerecht zu werden, wie sie offensichtlich mehr aus den angedeuteten äußeren als aus inneren Gründen erklärt werden muß, den Jüngeren aber deshalb besondere Forderungen auferlegt. Dazu aber kommt, daß bald nach dem Tode von Wilamowitz eine Epoche zu Ende ging, die nicht nur wissenschaftsgeschichtlich abzugrenzen ist, so daß die Kluft als Generationsproblem allein kaum mehr umschrieben werden kann. Zwar mag das Bemühen um das Biographische wohl die Basis des späteren Betrachters festigen und erweitern; daß mit der Differenziertheit von Problemen und Anhaltspunkten auch die Gefahr falscher Schlüsse und Fehldeutungen zunimmt, liegt auf der Hand. Für das Vorliegende gilt dies zwar noch nicht. Aber, das ist nicht zu verhehlen, sie erscheint als besonders groß, vor allem, wenn weniger qualifizierte Interpreten aller Fachrichtungen künftig das zu verarbeiten suchen werden, was hier in so reicher Fülle ausgebreitet ist.

Für ein wirkliches Verstehen sind hier die Voraussetzungen in einem Umfange und in einer Subtilität gegeben, die in einschlägigen Bereichen der Wissenschaftsgeschichte ihresgleichen sucht. Dies gilt für die Persönlichkeit selbst, den Gelehrten und die spezifische Eigenheit seines Werkes, wie für die Epoche, die diese Persönlichkeit in solcher Weise verkörpert, und auch die Auswertung des Gebotenen darf als vorbildlich gesehen werden. Allein die Dokumentation macht das Buch zu einer Fundgrube. Unverkennbar, wenngleich im einzelnen schwer zu definieren, wird zugleich eine zeitliche wie eine sachliche Distanz wirksam, die sich in der Tat schwer überbrücken läßt. Von den Autoren des Bandes hat keiner mehr die Epoche bewußt erlebt, um die es geht. Zeitgenossen wäre zweifellos vieles selbstverständlich gewesen, was hier bereits den Charakter des Erarbeiteten trägt und zwangsläufig noch gravierender wirkt als die bloßen

Historikeraporien, auf die man sich zu berufen hat, um das Dilemma wenigstens verständlich zu machen. Milieutheorien wären fehl am Platze: Entsprechende Erwägungen aber hat anzustellen, wer aus dem Vorliegenden gewinnen und überdies dem Geleisteten gerecht werden will.

Umreißen oder gar erschöpfend wiedergeben zu wollen, was die einzelnen Verfasser und das Buch als Ganzes tun, um es über die bloße Information zu einem wirklichen Einstieg in die Problematik werden zu lassen, wäre ein nutzloses Unterfangen. Dies gilt um so mehr, als in jeder der einzelnen Arbeiten Anregung zu weiterer Differenzierung liegt (s. dazu bes. B. VOM BROCKE, *Histor. Zeitschr.* 243, 1986, 101 ff. mit einer Fülle weiterführenden Materials), so daß sich eine einschlägige hermeneutische Interpretation auch noch einmal mit Perspektive und Persönlichkeit der einzelnen Autoren selbst zu beschäftigen hätte. Jedes Restmeee hingegen oder auch nur die Zusammenfassung würde im Vergleich zur bloßen Simplifikation und damit zur Verzerrung. Und man wird es demnach hinzunehmen haben, daß eine Persönlichkeit, wie sie hier im Mittelpunkt steht, an sich vielschichtig und als proteushaft schon von ihren Zeitgenossen bezeichnet, bei allzu konsequenter Anwendung der herkömmlichen biographischen Methoden sich um so mehr aller Erforschung entzieht, je mehr an Voraussetzungen an sie herangetragen und an scheinbaren Perspektiven sichtbar gemacht wird, die man berücksichtigen zu müssen glaubt. So liegt die Gefahr nahe, daß es gerade die Fülle an Information ist, die hier im Wege steht, weil sie dazu führt, Einzelnachrichten in einen falschen, weil gar nicht mehr verstehbaren Zusammenhang zu bringen. Daß Wilamowitz selbst das meiste dazu beitrug, die Konturen zu verwischen, teilt er mit vielen gerade seiner Zeit, seines Standes und seines Metiers. Das Suchen nach Gründen hierfür würde ins Ausweglose führen, aber die einschlägigen Hinweise, die das Buch gibt, sind nicht zu übersehen. Einer Welt entstammend, der seine Berufswahl unverständlich erscheinen mußte, ihm andererseits aber offensichtlich zu einer führenden Rolle in seinem Fache alle Voraussetzungen, auch die äußeren, mitgab, erreichte er sein Ziel früh und konnte seine Anlagen in einer Weise wirken lassen, wie dies kaum einem seiner Zunftgenossen beschieden war. Zeugnisse eines wirklichen inneren Ringens auch um die Voraussetzungen seiner Prohairesis fehlen bezeichnenderweise, und was sich als solches deuten läßt, zerstören neben einer großen Zahl von Selbstzeugnissen seine Erinnerungen und ihr weitgehend wohl beabsichtiger Gesamteindruck eines allzu geradlinigen, allzu folgerichtig eingehaltenen Weges. Eine solche Selbstdeutung etwa analytisch aufzudröseln oder sie wenigstens zu korrigieren, ist kaum möglich. Und es fällt auf, wie der Forscher, der Gelehrte und schließlich der Mensch, sich vom ersten Tage an gleich bleibt und – die Selbstzeugnisse betonen dies nicht ohne Stolz – auch zu einem wirklichen Umdenken oder einer grundlegenden Änderung seiner einmal gewonnenen Anschauungen und Erkenntnisse niemals gezwungen werden konnte. Äußeres und Inneres kommen hier zusammen, Nuancen innerhalb dieses Gefüges, die er selbst als die Folgen eines Hinzulernens bezeichnet, widersprechen dem nicht. Wie weit sich sein inneres Verhältnis zu einzelnen Menschen zu verschieben und etwa Vorbehalte zu überwinden vermochte, sagt er nicht, entsprechende Andeutungen bleiben auch hier äußerlicher Art. Bezüglich seines Schwiegervaters Mommsen scheint die Entwicklungslinie von vornherein auf einen Bruch hinzutendieren, obwohl Zweifel an einer wirklichen Herzlichkeit auch die Zeugnisse aus den frühen Jahren bereits offen lassen. Für den Philologen selbst wiederum aber ergibt sich unter den angedeuteten Voraussetzungen das Bild einer früh fertigen, kaum belasteten Subjektivität, ausgestattet mit einem Expansionsdrang, der alles umfaßte, was ihr begegnete, um es sich unterzuordnen, und eines Wachstums an Selbstbewußtsein, das an den eigenen Qualitäten nur wenig Zweifel besaß. Es äußert sich nicht zuletzt auch in einem Ausgreifen nicht nur in immer neue geistige Bereiche, sondern mehr noch in die trivialen von Ordnung und Organisation bis hin zu den verwaltungstechnischen Problemen, so, als reiche das Metier seines Berufes nicht aus, ihm wirkliche Befriedigung zu verschaffen. Sicher, was er auch da geleistet und an Kräften aufgewendet hat, ist beeindruckend, auch wenn er für seine Epoche als Beispiel gerade in seinem Milieu nicht allein steht. Aber es frappiert, wie wenig an Zeugnissen für eine wirkliche persönliche Anteilnahme, ja für sein inneres Verhältnis auch hier namhaft zu machen ist. Das Zeitgebundene, Klischeehafte einzelner Äußerungen, wenn er einmal Andeutungen macht, läßt eher nachdenken. Dort, wo schwere Schläge hinzunehmen sind, wie am Ende des ersten Weltkrieges, betreffen sie nicht die Person und führen überdies bald zu einer Sublimierung in einem fast bewußt eingeleiteten Prozeß.

Die hier vorliegenden, in fünf Gruppen gegliederten 24 Vorträge des Symposiums mit ihrer fast erdrückenden Fülle an Material scheinen gerade dadurch ausgezeichnet zueinander zu passen, daß sie in einer Vielzahl von Perspektiven nachtragen, was in der Selbstdarstellung zu kurz kommt. Das so entstandene Gesamtbild in seiner scheinbaren Homogenität erlaubt indes dennoch nur eine Annäherung, und eine Schwelle von Distanz ist bei den für die Ausgestaltung des Buches gewählten Perspektiven kaum zu über-

schreiten. Sie wird auch nicht überschritten. So haben die Herausgeber bezeichnenderweise auf eine Synthese verzichtet. Es bleibt zu hoffen, daß die angekündigte Wilamowitzbiographie W. Calders, mit einem ebenfalls vorbereiteten Briefcorpus verbunden, einen Nenner finden wird, unter dem sich das Dargelegte subsumieren läßt, ungeachtet dessen, daß auch derartige ein Provisorium zu bleiben hat. Die gerade von Calder geleisteten Vorarbeiten, vorerst in einer Reihe von Zeitschriftenbeiträgen niedergelegt und auch nach Erscheinen des Vorliegenden fortgesetzt, haben weiteres Zeugnismaterial inzwischen zugänglich gemacht. Alles in angedeuteter Weise auszuwerten, könnte ein Stück Geistesgeschichte werden, wie es dem ausgehenden 20. Jahrh. ein gutes Stück weiterzuhelfen vermöchte.

Was vorerst sichtbar wird, ist ein Schritt des Sichtens und Ordners zu diesem Ziele hin, zugleich aber eine Dokumentation der Probleme nicht nur zur Sache, sondern auch der Behandlung des sekundären Materials. Deutlich auch ergänzt es die erwähnte Vielzahl bereits vorhandener oder gesammelter Selbstzeugnisse und läßt bereits auch die beiden Wurzeln sichtbar werden, von denen man auszugehen haben wird: Die Bildungstradition des 19. Jahrh. mit ihren Möglichkeiten auf der einen und die politisch-geistige Welt in dessen zweiter Hälfte auf der anderen Seite. Das Wechselverhältnis zwischen beiden aber wiederum ist es, das vorerst das Schillernde der Persönlichkeit ausmacht und besonders Ausländern schon bei Lebzeiten einen Zugang weitgehend verwehrt haben muß: Seine Analyse aber wiederum erscheint als der vorerst einzige Weg, weiter zu gelangen. Was Wilamowitz, den Philologen und darüber hinaus den Vertreter der Altertumswissenschaft in weitestem Sinne des Wortes, bestimmt, von ihm selbst betont und vielschichtig wiederholt, ist die Überwindung des klassischen Ideals des 2. Humanismus mit seinem Postulat einer Menschenformung, die für ihn unrealistisch, weil nicht zu verwirklichen, scheint. Sie führt hin zu dem historischen Ansatz als der Überwindung des bloß Ästhetischen im Sinne eines Mediums der Apperzeption und damit zu einem pädagogischen Postulat, das in seinen Augen selbst soziale Funktionen zu übernehmen und demnach zu einer Gestaltung der eigenen Welt beizutragen vermag, worin, unabhängig von allen Schul- und Bildungsreformen, ihre Daseinsberechtigung liegt (zum Bild des Bildungsbürgertums als geistiger Hintergrund s. VOM BROCKE a. a. O. 101. Das griechische Lesebuch als Zeichen einer Gefährdung gewinnt, in Zusammenhang mit anderen Urteilen interpretiert, bereits 1902 einen Vermächtnischarakter). Wie Wilamowitz dieser Vorstellung treu bleibt und sie mit der Zeit höchstens differenziert, läßt sich dem Vorliegenden sehr gut entnehmen. Konsequenter bis in die letzten Tage hinein, bleibt er wütend über alle Selbstdeutung, die mit dem Begriff des Klassischen arbeitet, dem in seinen Augen mit dem Inhalt auch der Sinn fehlt, weil er als Postulat nur ins Esoterische führen kann. Nimmt man die Zeugnisse ernst, so stand er, gleichsam noch die Verkörperung eines 2., dem 3. Humanismus so verständnislos gegenüber, daß die Höflichkeit der brieflichen Auseinandersetzungen mit seinem Schüler Werner Jaeger dort, wo es um Einschlägiges geht, fast schon den Charakter des Süffisanten erhält.

Seine Studien umfassen demgemäß die Antike quantitativ als ein Ganzes: Sein Ziel ist es, ihren Modellcharakter in einer Vielzahl von Einzelbeispielen aus jeder ihrer Epochen gemäß ihres Entwicklungszusammenhangs darzulegen und für jede von ihnen den Eigenwert eindringlich zu machen. Das geistesgeschichtliche Ordnungsgefüge, in dem sie so ihren Platz finden, ist für ihn der Lebensinhalt als Forscher wie als Interpret, der nicht zuletzt deshalb nicht von diesem zu trennen scheint. Die Vielfältigkeit seiner Arbeiten, Vorhaben und Forschungsgebiete macht es schwer zu unterscheiden, was im einzelnen als Vorarbeit und was als Hauptwerk zu gelten habe. Er selbst hätte eine solche Wertung, und selbst den Versuch einer solchen, sicher abgelehnt. Was er in fast allen Disziplinen seiner Wissenschaft geleistet hat, scheint im Großen wie im Detail nur aus diesem Ganzen heraus zu verstehen, die erwähnten Leistungen in der Organisation von Forschung und Wissenschaft ergänzen so gleichsam natürlich das gigantische Lebenswerk und erklären sein Entstehen aus der Ganzheit des antiken Modells, das er als solches immer wieder apostrophiert. Sein 'Glaube der Hellenen' am Ende seines Lebens und zugleich an einem Punkte, an dem er auch die Grenze der Wirksamkeit dieses Modells einsehen gelernt hatte, gewinnt den Charakter nicht nur eines Vermächtnisses an die Nachwelt, sondern einer Synthese aus dessen, was objektiv und allgemein die eigene Welt gewesen war.

Was ihn bei all dem freilich über das Normale seiner Berufskategorie hinaushebt, ist neben einer persönlichen Kompromißlosigkeit und einer Arbeitsintensität sondergleichen jene überdimensionale Subjektivität, die alles, auch das Oktroyierte und ungerne Angenommene, in Eigenes umwandelt, und die Fähigkeit, es in dieser Weise formiert wieder zugänglich zu machen. Seine Selbstzitate lassen keinen Zweifel, daß er sich nicht nur über diesen Weg im klaren war, sondern auch an allgemeinen Voraussetzungen keinen Zweifel hegte, die ihm die führende Rolle gleichsam aufgrund seiner überragenden fachlichen Fähigkeiten auf-

zwangen. Da, wo er keinen Zugang zu finden glaubte, sparte er mit der Begründung seiner Ablehnungen nicht. Der bescheidene Arbeiter im Weinberg der Sache ist er nie gewesen, mochte er entsprechendes auch gelegentlich betonen, und wie die ganze Persönlichkeit, so gewinnt zwischen den Disziplinen seiner Wissenschaft deren Behandlung unter solchen Prämissen leicht den Charakter des Gewalttätigen, alles sich Unterordnenden. Und die Art seiner Polemik – anders als Mommsen, für den die Sottise bis hin zur gesuchten Gemeinheit noch ein gut Teil Naturell und gleichsam Spielerei ist – machen in diesem Zusammenhang des Unabdingbaren, Bekenntnishaften selbst jene auffallenden Züge von Arroganz zum Zeichen einer Souveränität und Überlegenheit, an der es keinen Zweifel geben kann, und zum Ausdruck eines gleichsam missionarischen Ernstes. Entsprechende Äußerungen sind verstreut in allen Werken und im einzelnen wohl aus dem jeweiligen Zusammenhang zu verstehen: Sie aufzuzeichnen und in adäquater Weise psychologisch zu deuten ist schwer, wird aber ein wesentlicher Bestandteil jedes biographischen Versuches sein müssen. Die Wissenschaft und die Monumentalität des Geleisteten tangiert dies nicht. Detailbeobachtungen mögen ein Stück weiter führen. Jeder noch, der sich im einzelnen mit seinen Arbeiten, selbst denen von Kommentierung und Textkritik wie den dazugehörenden Ausgaben zu beschäftigen hatte, hatte Stellen zu entdecken, an denen neben einer Reihe von blendenden, überzeugenden Ergebnissen als die Folge eines faszinierenden methodischen Könnens in allen Bereichen immer wieder deutlich wird, wie Wilamowitz die Geduld verließ, das Detail auszuschöpfen, und er allzu schnell zur subsumierenden Erkenntnis durchbricht, zum Allgemeinen übergeht und Schlüsse zieht, die erst der Nachprüfung bedürften. Das braucht kein Wesensmerkmal zu sein, charakteristisch ist es auf jeden Fall, und Zeitgenossen, die ein solches gewaltsames Durchstoßen an die Grenze rügten, sind kaum zu widerlegen. Für diesen Drang zur Synthese, schwer zu unterdrücken, bietet gerade das vorliegende Werk Zeugnisse in Fülle. Und die bekannten Briefe ergänzen diesen Eindruck, wie sich in ihm immer wieder jenes Selbstbewußtsein in das Euphorische einer Hochstimmung hineinsteigert und dann zu Schritten wie auch deren Umschreibung drängt, die weder als konventionell noch als ganz sachgemäß empfunden werden konnten. Es muß aber dieser ständige Durchbruch des Persönlichen gewesen sein, der nicht nur seinen Charme ausmachte, sondern ihn zugleich in einer Vielfalt von Bereichen deutlich von der Rolle des analytischen Forschers in die eines Bekenners und Verkünders drängte und überdies selbst seine Laufbahn – man denke an die Argumentation anlässlich seiner Berufung nach Berlin, und dies gegen Widerstände innerhalb der Fakultät – im wesentlichen mitbestimmte.

Die Art, wie er sich im Laufe seines Lebens nacheinander der einzelnen Gebiete seines wissenschaftlichen Forschens bemächtigte, geht aus der Reihenfolge der Referate in Abschnitt II (S. 113 ff.) einigermaßen hervor. Daß sich dabei scharfe und verbindliche Grenzen nicht ziehen lassen, versteht sich von selbst. Früh beginnt seine Beschäftigung mit der griechischen Tragödie, nachweisbar erstmals in der Portenser Valediktionsschrift. Sie führt neben einer Fülle textkritischer Arbeiten zu dem Höhepunkt von Euripides' Herakles (1889) auf der einen und Übersetzung wie öffentlichen Aufführungen auf der anderen Seite (s. zuletzt W. CALDER, *Greek, Roman and Byzantine Studies* 27, 1986, 409 ff.; A. HENRICHs ebd. 369 ff.), dies gleichsam als natürlicher zweiter Form von Selbstidentifikation und Selbstdurchdringung hin zum eigentlichen Bekenntnis, das zu subsumieren scheint, was über die Wissenschaft hinaus die innere ethische Grundlage für ihn ausmachte. Die gelegentlich selbst demütigenden, von ihm aus als solche offenbar aber keineswegs wahrgenommenen Umstände (zur Begründung des Bekenntnischarakters s. VOM BROCKE a. a. O. 102), unter denen Wilamowitz sich damit einer breiteren Öffentlichkeit zu Gehör bringt, gehören dazu. Die hellenistische Poesie, demgegenüber eher Studienobjekt als Bekenntnis, setzt dies in einer anderen Weise fort, bleibt aber an der Oberfläche. Der neue Rahmen, den Wilamowitz schuf, tut das Seine, Droysens Erkenntnisse zu ergänzen und ihnen neue Perspektiven zu vermitteln.

Dies mag genügen. Bleibt die Fülle der Bereiche, in denen er wirkt, den Zeitgenossen weitgehend ungreiflich, so daß der Tadel der Zersplitterung gelegentlich hörbar wird, so potenziert sich das eigentliche Arbeiten zugleich nicht nur in einer Fülle von Anregungen und Attraktionen zur Mitarbeit, sondern auch im Ausgreifen auf Nachbargebiete. Geschichte und Archäologie sind die spektakulärsten; den eigenen Zeugnissen nach muß auch die Kenntnis der schöngeistigen zeitgenössischen Literatur immens gewesen sein. Doch der fast 80jährige Wilamowitz, vor der Zeusbüste in Kyrene stehend, ist nicht nur bezeichnend. Er ist als Zeugnis für sein Verhältnis zur Antike die adäquate Darstellung schlechthin, so wie sie als jenes Ganzes für ihn Glaube, Wissenschaft und Ethos war und andererseits die Distanz bestimmte, die auch seinem Verhältnis zur Gegenwart mit ihren Kräften seine spezifische Eigenart gab. Dabei ist es von geringem Belang, daß er, von seiner Portenser Zeit angefangen bis zum Tode 1931, in seiner Art Wissenschaft zu

treiben, nicht die herkömmlichen Formen und die bereits in der Schule vermittelten Kategorien verließ, auf wissenschaftstheoretische Spekulationen und spektakuläre neue Wege verzichtete und sich bewußt darauf beschränkte, in Verfeinerung und Differenzierung fortzuführen, was er als Tradition ansah. In seiner Intensivierung dessen, was mit Recht als Totalitätsanspruch bezeichnet wird und in der Tat im Sinne jenes *συνολῶν* zum Element eines pädagogischen Postulates im weitesten Sinne des Wortes wird, scheint die eigentliche Abkehr von jenem Humboldtschen Ideal zu liegen. Zwangsläufig führt sie zur Analogie im Sinne eines historischen Denksammenhanges, die Verwandtes, auseinander Erklärbares und dadurch Verständliches erkennt, ohne daß der Autor selbst deshalb in den Bann einer Zyklenlehre geraten müßte. So wäre es denn nicht der Historismus, sondern eher die Nähe zu einem Niebuhr, die ihm auch einen Kompromiß etwa mit Nietzsche unmöglich macht. Andererseits liegt nahe, neben Boeckh müsse es in Bonn außer Otto Jahn indirekt noch der Einfluß Welckers gewesen sein, der über die Archäologie zur Formung des Forschers wie des Menschen beitrug und Bereiche eröffnete, die ihm auf anderem Wege nicht zugänglich wurden. Diese Möglichkeit eines historisierten Humanismus nun als Ersatz für eine Vielzahl von Lebensbereichen, die Wilamowitz als bereits säkularisiert und in der Trivialisierung gefährdet sieht, ist es, die die eigene Rolle in seinen Augen nicht zuletzt zu einem nationalen Anliegen macht und ihm so den eigentlichen Ansporn bedeutet. Denn erst das Griechische, gerade als historisches Phänomen, macht die Wissenschaft zu einem Elemente elitärer Menschenformung, und dies in allen ihren Bereichen und sekundären Wirkungsmöglichkeiten; die Aufgabe, die ihm selbst damit zukommt, ist die Rechtfertigung seiner Tätigkeit in ihrer ganzen Vielfalt. Die Distanzen, die sich damit zu anderen Ländern und den dort wirkenden Kollegen auftun, scheint er aufrecht erhalten zu wollen. Zeugnisse hierfür auch im Persönlichen werden nicht zuletzt von dieser Voraussetzung aus zu verstehen sein (S. 423 ff.); sie werden durch die von gelegentlicher Zusammenarbeit nicht widerlegt. Der Bruch aber, den eine solche Haltung im Persönlichen 1918 dann vertiefen mußte, tat das Seine, wenige Jahrzehnte nach dem Tode für seine Welt noch einmal eine Schwerpunktverlagerung herbeizuführen, von der er selbst kaum eine Vorstellung hatte.

Die Problematik dieser repräsentativen Rolle über das rein Persönliche hinaus aber erklärt sich nicht weniger von der anderen, allgemeinhistorischen Perspektive aus, die dennoch ihn selbst wie auch sein Fach in ihrer Weise sich unterzuordnen scheint. Es ist die des 19. Jahrh. als die einer politischen Epoche und zwar in ihrer deutschen, genau genommen spezifisch preußischen Form mit ihrer eigenartigen Ausprägung geistesgeschichtlicher Merkmale wie selbst spezifischer ethischer Verhaltensnormen. Die Rolle des Allgemeinen als Antriebsmoment für das Besondere, ist hier nicht zu übersehen. Für Wilamowitz bleibt einerseits neben dem Idealismus seiner Epoche die Konservativität einer politischen Anschauung das eigentliche Lebenselement, für das es müßig ist, auch im Subjektiven die Entstehung zu erfragen. Daß der Zusammenbruch 1918 für ihn als das Ende auch allen eigenen Tuns empfunden wurde, war nur natürlich. Finden sich für die Verwobenheit beider Bereiche, der griechischen Welt und der eigenen Gegenwart, fast in jeder Schrift Zeugnisse, die in ihrer Summe ein Bekenntnis ausmachen, so erscheinen etwa die Kriegerreden als die geradezu natürliche Synthese im Augenblick der größten Gefahr nicht nur für die politischen Werte, die er angegriffen sah, und das Bekenntnishafte nirgends stärker als dort, wo er diese Synthese bedroht sieht durch Kräfte, gegen die die Vorbehalte stets vorhanden waren. Es ist dann auch diese Synthese, die ihn bewußt Grenzen einhalten ließ, ihn zeitlebens von Nietzsche trennte, ihm bestimmte Formen von philosophischer Spekulation verbot und ihn von den neuen Staatsformen mit den zugrunde liegenden Prinzipien nach 1918 trennt, ja selbst die Diskussion von Fragenkomplexen verbat, die über einzelnes hinaus das gesamte Wissenschaftsverständnis zu verändern Aussicht boten. Daß seine Schüler sich bei aller Verehrung und Dankbarkeit gerade mit einer neuen, grundsätzlichen Problemstellung von ihm entfernten, scheint mehr als ein Generationsproblem. In ihm zeichnet sich vielmehr ein dialektischer Prozeß ab. Selbst wenn er diesen als einen solchen verstehen zu können geglaubt haben muß, daß er den Bruch erkannte, liest sich zwischen den Zeilen der Briefe an diese Schüler mehr als eindeutig. Was übrig bleibt, kann daher nach 1918 nur die Gestaltung des Vermächtnisses sein, auch wenn er dieses in einer ganzen Reihe von Werken gleichsam monumental zu gestalten vermag. An eine Regeneration glaubt er nicht. Seine Schriften der letzten Jahre sind die Dokumentation dessen, was bereits der Vergangenheit angehörte. Lobsprüchen und Zeichen der Verehrung steht er auffallend gelassen gegenüber. Daß sich die Nachwelt an ihm als Leitbild gleichsam vergriff, registriert er. Gewehrt hat er sich nicht.

Es gehört zum Wesen von Person und Werk, daß das Symposium neue, umstürzende Ergebnisse nicht erbrachte und wohl auch nicht erbringen wollte. Was möglich und auch zu erwarten war, ist die Schaffung einer neuen, umfassenden Verständnisgrundlage für die Person und auch das Gesamtphänomen, das Wil-

amowitz verkörpert. Für beide darf das Ziel als erreicht gelten. Was vorerst noch fehlt, wird die Biographie nachzutragen haben: privates Leben, Herkunft, Familie, eine Analyse der politischen Anschauungen und ihrer Wandlung, das Verhalten und Verhältnis zu anderen, profilierten Kollegen (Eduard Meyer ist so gut wie ausgespart) und weitere Wirkungsbereiche (das Verhältnis zur Wissenschaft in den slawischen Ländern etwa verdiente eine eigene Untersuchung). Dennoch, das Zustandekommen eines Werkes wie des vorliegenden darf als eine große Leistung internationaler wissenschaftlicher Zusammenarbeit gelten. Und wie immer man die Zusammenordnung sich wünschte, die Koordinaten gezogen oder die Perspektiven verschoben wissen will, ohne Vorgaben, wie sie hier gemacht worden sind, wird eine wissenschaftsgeschichtliche Beschäftigung mit dem 19. Jahrh. nicht möglich sein. Hinter dieses Postulat aber tritt Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff als Person fast wieder zurück. Die Verkörperung eines Stückes deutscher Geistesgeschichte wird er bleiben, und so, wie er hier dargestellt wurde, eine Etappe zu weiterführenden Erkenntnissen bedeuten. (Der Namensindex ist umfassend; fast mehr zu wünschen wäre ein allgemeines, bes. aber geistesgeschichtliches Begriffsglossarium gewesen.)

Bonn

Gerhard Wirth